Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Spiero, Heinrich: Litherarische Rundschau

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

wärtigen Zustandes, der die Reichsbank zur Annahme verzinslicher Depositen berechtigt, ohne daß sie jedoch von dieser Berechtigung Gebrauch macht, weil durch diesen Zustand ein heilsamer Druck auf die Privatbanken ausgeübt wird, das Depositengeschäft nicht in einem Maße auszudehnen, das in einem starken Mißverhältnis zu ihrem eignen Kapital und dem Reservefonds stehen würde.

Chr. Heinrich Bach

Literarische Rundschau

Von Heinrich Spiero

Wer wollte nicht lieber loben als tadeln, und wer schriebe es nicht gern hin, daß er unter einem gerüttelten Maß Büchern, das der Zufall gleichzeitigen Erscheinens ihm um die Jahreswende ins Haus warf, kein einziges gefunden hat, das schlechthin eine Niete war, keines, das er nicht mit Interesse gelesen und genossen hätte. Aber darüber hinaus muß bei den Büchern, von denen ich heute sprechen will, noch gesagt werden: es ist keines dabei, das nicht einer innern Notwendigkeit seine Entstehung verdankte, keines, das nur um der bloßen Unterhaltung willen, keines, das ohne innern Anlaß geschrieben worden wäre. Lauter verschiedne Physiognomien, und dennoch zwischen allen, Alten und Jungen, Nord- und Süddeutschen, Männern und Frauen, das Bindeglied ernster Arbeit, eines guten Willens, der sich Erlebtes gern von der Seele schreiben möchte. Es könnte im Grunde über all den Büchern, so verschieden sie sein mögen, stehn, was Heinrich Kraeger über eine Sammlung von Arbeiten geschrieben hat, die er seinen ästhetischen und kunsthistorischen Studien entnahm: „An Deutschland" (Berlin, Martin Warneck). Nicht jedem der neuen Werke ist der nationale Elan eigen, der dieses schöne Buch auszeichnet, aber jedem eine redliche Arbeit um der Sache willen, also etwas, was man mit Richard Wagner, und nicht erst seit ihm, als deutsch im besondern Sinne bezeichnet. Kraeger stellt sich unter das Zeichen Fichtes, dessen Reden an die deutsche Nation er im Laufe der Betrachtungen viel schöne und starke Worte entnimmt. Er bringt Huldigungen für Peter Janssen, den Toten, und Eduard von Gebhardt, den Siebzigjährigen, die eben Huldigungen sind und deshalb manches an scharfer Charakteristik vermissen lassen. Er bringt dann schöne Worte zu Schillers Gedächtnis und recht warme und lebendige Erinnerungen aus seiner Tätigkeit als Kunstprofessor in Amerika. Wertvoller als all dies aber erscheinen mir die Betrachtungen, die er unter der Überschrift „Mensch und Kunst" zusammenfaßt. Man wird jemand, den man in die Begriffe der künstlerischen Anschauung und der künstlerischen Schöpfung einführen will, beides kaum besser nahebringen können als durch die Art, in der Kraeger

hier einfache und trotzdem oft überraschende Vorgänge des Lebens betrachten lehrt. Was Licht, Farbe, Bewegung, Reflexe bedeuten, wird hier an Beispielen von der Straße, aus der Natur gezeichnet. Die Analyse zufällig beobachteter kindlicher Spiele, harmloser Vorgänge von unbeabsichtigter Lichtwirkung ist schlechthin meisterhaft, wundervoll die Darstellung kleiner Bilder aus der Natur, eines gegen die Sonne gestellten Mädchenkopfes, eines Busches von Rhododendren im Schatten großer Bäume. Das stolze deutsche Bewußtsein, das die dann folgenden Betrachtungen über deutsche Kunst im besondern durchzieht, gibt ihnen den feinsten Reiz, der am längsten nachwirkt; nur daß wir freilich das, was das eigentlich Deutsche, die letzte deutsche Note in unsrer Kunst ist, am Ende selbst aus so beredter Auseinandersetzung nicht lernen, sondern nur von den Werken selbst.

Da wüßte ich keines, das uns diesen Charakter so unbeirrt vermittelte wie der biographische Roman „Leben und Lüge" von Detlev von Liliencron (Berlin, Schuster & Löffler). Ein überaus seltsames Buch und doch, oder vielmehr gerade deswegen, durchaus in der Linie Liliencronscher Poesie, eine Art Abschluß in Prosa, wie das Epos „Poggfred" ein solcher in Versen ist. Gleich im Beginn dieses Epos fragt Liliencron einmal:

Was tu ich nun hinein in die Behälter?
Erinnrung, Traum, Erlebnis, Phantasie?

Und dasselbe könnte er an den Beginn dieses Romanbuches schreiben. Er erzählt die Geschichte eines jungen preußischen Aristokraten, der als Sohn eines Generals in einer kleinen preußischen Festung an der Westgrenze zur Welt kommt und später der Erbe des letzten, unermeßlich reichen Gliedes aus der dänischen Linie seines Hauses wird. Diese Genesis ist sehr fein gewählt; sie gibt dem jungen Offizier, der die Feldzüge von 1866 und 1870 mitkämpft, von vornherein etwas fremdartiges, das ihn von seiner Umgebung abhebt, und diese Fremdartigkeit wird noch gesteigert durch die entfernte Herkunft von südfranzösischen Troubadouren, die dem jungen Kai von Vorbrüggen unbewußt im Blut spukt, und durch seinen geheimnisvollen Zusammenhang mit dem Gestirn des Aldebaran. Und so verflechten sich nun in den Lebenslauf dieses Junkers stillfrohe Schuljahre in Kiel und auf dem Lande bei Hamburg (erfreulicherweise ohne das ewige Gestöhne über die Pedanterie unsrer Gymnasien), Leutnantsjahre in Mainz und während der polnischen Aufstandsgefahr in Posen, zwei Abschnitte militärischen Lebens, die eine wundervolle Nachtszene, der Vorbeimarsch des Bataillons auf der Durchreise im Winter beim alten König Wilhelm vorüber, verbindet. Dann die Zeit des Besitzes auf der Herrschaft Tangbüttel nach dem Tode des letzten dänischen Vorbrüggen, Weltreisen, ein kurzes, jäh abbrechendes Liebesglück und schließlich eine stille, innige, tief befriedigte, kindergesegnete Ehe. Und der zum Landsassen gewordne Offizier, dessen Kriegstagebücher uns mit unerreichter Lebhaftigkeit Graus und Glanz

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Feldzüge wiederbringen, eine Ergänzung zu Liliencrons Kriegsnovellen — der Schloßherr von Tangbüttel wird nun Dichter, spricht nicht eben mit professioneller Hochachtung von seiner Lyrik, aber mit tiefer Liebe von der seiner großen deutschen Vorgänger, unter denen ihm noch ganz am Ausgang das herbe unb dunkle Talent Brentanos entgegenquillt. Wir wir es von Liliencron wissen, so entdeckt auch Kai Vorbrüggen in sich den Dichter, da er in wehmütigem Gedächtnis seiner Kameraden eine alte Photographie vornimmt und wie gezwungen, wie im Traum auf die Rückseite die Verse schreibt:

Bisweilen ist es mir, als ob ich höre
Krieg, Trommelwirbel und den Schrei der Hörner,
Und schwach klingt her aus ungemeßnen Fernen
Ein siegestrunknes Hurra zu den Sternen.

Kai von Vorbrüggen verschwindet endlich, langsam ein ganz Einsamer geworden, auf unentdeckte Weise, hingezogen von seinem Lebensstern, dem Aldebaran. Und kurz vor seinem Ende erreicht das Buch, das überall ein bald sonniger, bald wehmütiger Humor durchzieht, den Höhepunkt in einem Gespräch Kais mit seinen nun auch altgewordnen Jugendfreunden, Henning von Smalstede und Klaus Klünder. Kai fordert, unbewußt schon seines nahen Endes gewiß, die Freunde auf, einmal ganz offen gegenseitig zu bekennen, was sie vom Leben und vom Tode denken. Und nun gibt jeder mit einer Knappheit, die jede Phrase ausschließt, sein Bekenntnis. Sie sitzen beim Grog, dessen Rezept Kai kunstgerecht angibt, und doch schwebt über dieser Szene die Ahnung letzter Rätsel. Henning, der kommandierende General, gibt sein positives evangelisches Bekenntnis, Klaus, der Naturforscher, sein ruhiges Ignoramus und Ignorabimus, und Kai, der unterm Aldebaran gezeugt und geboren ist, seine faustische Liebeserklärung zur einfachsten Arbeit auf urbar werdenden Feldern, zugleich seine Ahnung von einem Zusammenhang mit frühern, unbekannten Welten, seine Liebe zu Christus, der ihm nichts ist als der unsäglich gütige jüdische Zimmermannssohn, seinen Unglauben an ein Weiterleben im Jenseits, seine Unfähigkeit, einen Gott über uns zu finden. Nur ein Dichter ersten Ranges kann das so sagen, was Liliencron hier mit einer deutschen Schlichtheit niedergeschrieben hat, die ihresgleichen sucht. Und so schließt dieses ganz und gar von Poesie erfüllte, ob auch technisch nicht einem Roman gleichende Werk mit dem leisen und doch vollen Ton aus einem in Sturm und Stille bewährten Herzen, das immer wieder Meisterworte und Meisterfarben fand. Wir Deutschen dürften glücklich sein, wenn nach hundert Jahren die Menschlichkeit, die aus diesem Werk spricht, als mit dem Gedächtnis unsers Geschlechts verbunden empfunden werden würde.

Gustav Falke hat bisher als Romanschriftsteller keine rechte Geltung zu erringen gewußt. In all seinen Prosabüchern waren einzelne Ausschnitte aus dem Leben und insbesondre aus dem Hamburger Leben lebendig und wirksam,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

aber es fiel doch, auch in „Landen und Stranden", das der Dichter noch einmal umarbeiten will, alles in Einzelheiten auseinander. In dem neuen Buch „Die Kinder aus Ohlsens Gang" (Hamburg, Alfred Janssen) sind die frühern Mängel überwunden, und nun in Hamburg fest eingelebt, hat Falke auch seinen Stil für die Schilderung Hamburger Lebens gefunden. Hamburger Lebens, nicht des Hamburger Lebens. Gerade weil in ältern Büchern die Bemühung, verschiedne auseinanderliegende Kreise zu meistern, eine Unruhe mitbrachte, die den Werken nicht bekam, hat sich Falke hier auf einen Kreis beschränkt und das Hamburger Kleinbürgertum, das am Hafen lebt, mit dem Hafen zusammenhängt, sehr glücklich widergespiegelt. Was auch einfache Schicksale in diesen Kreisen an der Wasserkante so häufig aus dem gemeinen Lauf der Dinge heraushebt: daß sie nämlich immer verbunden erscheinen mit Wasser und Meer, mit dem Strom und der überseeischen Schiffahrt, das prägt sich in Falkes Erzählung fein und unaufdringlich aus. Wie mit einem Silberstift, der nichts verniedlicht und nichts verzerrt, aber doch den Dingen einen zartern Glanz verleiht, ist alles gezeichnet. So werden uns die kleinen Schicksale dieser kleinen Leute, die ihnen doch große Schicksale sind, etwas, und die Leute selbst werden uns vertraut, wie sie in völliger Echtheit dastehn, dem Boden ihrer Schritte durchaus verwandt, in ihrer Sprechweise den Rest von Seemannshumor, den der Hamburger Kleinbürger niemals verleugnet. Auch der Versuchung, sich durch das Hineinziehn der vortrefflichen Bestrebungen des Volksheims die Handlung entgleiten zu lassen und sie zu einem sozialen Programmroman auszurecken, hat Falke widerstanden. Das Volksheim, hübsch und warm geschildert, bleibt der Hintergrund für die Menschen aus Ohlsens Gang, die nicht dazu angelegt sind, ihre Schicksale aufzudonnern, aber freilich auch nicht mit dem Leben spielen, sondern es still und mit Selbstbescheidung erfüllen und überwinden. Ein feines, liebenswertes, dauerhaftes Buch.

Auch Hermann Hesses „Nachbarn" (Berlin, S. Fischer) sind kleine Leute, die, freilich fern vom Weltverkehr, in engen Verhältnissen Geschicke auskosten, die oft gerade durch ihre Enge tragisch sind. Aber es ist, als ob sich Hesse einstweilen etwas ausgeschrieben hätte; der Stoff strömt ihm nicht recht, es ist nicht alles ungequält, und man wird mit seinen Menschen nicht so recht warm wie im „Peter Camenzind". Es geht diesen Erzählertalenten aus der Südwestecke überhaupt so, auch Jakob Schaffners neuer Roman bedeutet ein leichtes Abflauen, und man käme fast auf den Gedanken, daß die neue Umwelt dieser Schwaben und Schweizer uns für ihre ersten Gaben zu sehr eingenommen hätte, uns, die wir seit zwanzig Jahren fast alle neuen Talente aus dem Norden erhalten hatten. Daß dem doch nicht so ist, lehrt das Beispiel von Ernst Zahn, der natürlich auch nicht immer ganz gleichmäßig schreibt, aber unter dessen Werken der letzten Jahre nicht eins ausfällt. Er erzählt ruhig und bringt dabei doch immer wieder eine starke Spannung und eine starke

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Stimmung in seine Dichtungen, mögen es nun längere Romane oder kurze Novellen sein. Sein neues Buch „Die da kommen und gehen" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) enthält einen Kranz von Erzählungen, die sich nicht unwürdig der letzten Sammlung „Firnwind" anschließen. Wieder zum Teil ganz einfache Stoffe, und was bei Zahn so oft wiederkehrt, feste Herzen, die sich durch schweren Lebensdruck ins Rechte kämpfen. Wie jedes Buch von Ernst Zahn legt man auch dieses reicher geworden aus der Hand, und wo er scheinbar hart wird, wie in der „Gerechtigkeit der Marianne Denier", empfinden wir am Ende, daß er uns richtig geführt hat.

Gabriele Reuter, von der wir schon lange kein wirklich in Tiefen greifendes Werk bekommen haben, hat einen Roman geschrieben: „Das Tränenhaus" (Berlin, S. Fischer). Es ist ein Buch, das nur sehr ernste und ganz reife Menschen in die Hand nehmen sollen, das diesen aber, wie ich meine, viel geben wird. Eine platte, gemeine, ja widerliche Umwelt aus einem weiblichen Herzen heraus so zu schildern, daß nichts verkleinert und nichts verfälscht, sondern alles gesagt und doch alles nur zu einem höhern Sinne gesagt wird — das ist die Kunst dieses Buches. Ich sage zu einem höhern Sinne, nicht in einem höhern Sinne: die Erzählung umgeht nichts, aber sie ist ausgerichtet auf den Menschen, der durch Druck und Drang und Schmutz hindurch seine unsterbliche Seele in Reinheit und ins Licht retten will, und weil er will, auch retten kann. Das Buch wäre eine vollkommne Schilderung des Schicksals der unehelichen Mutter, die für sich und für ihr Kind das Leben noch einmal erkämpft, wenn nicht, freilich nur vorüberhuschend, der greuliche Typus des pflichtlosen Mannes, den wir erst jüngst bei Schnitzler wieder einmal feststellen mußten, auch hier hineinspielte, und zwar nicht als ein Typus für den Pranger, sondern (unbegreiflich vor Gabriele Reuters klaren Augen) doch noch mit einer Art bescheidner Gloriole.

Eine ganze Kette solch pflichtfremder Männer führt uns Hermann Sudermanns Roman „Das Hohe Lied" (Stuttgart, Cotta) vor, freilich nicht, um sie zu glorifizieren, sondern um zu erweisen, wie ihr rohes Zutappen und Zugreifen eine im Grunde edle und zarte Frauenseele bis in Tiefen hinabzieht, aus denen sie dann der erste nicht mehr retten mag, der ihr — vulgär gesagt — anständig naht. Sudermann hat damit ein Problem aufgegriffen, an das er schon früher gelegentlich gerührt hat, und das der Durchkomposition wohl wert ist. Wenn sie ihm nicht gelungen ist, und wenn der Roman trotz vielen interessanten Seiten und feinen Beobachtungen doch kalt läßt, so liegt das erstens an seiner ungeheuern Breite und dann daran, daß die Heldin, eben diese in allem Schmutz unbefriedigt und in gewissem Sinne rein gebliebne Frau, uns doch langweilt. Sie hat zu wenig positiv feine Züge, ist durchweg zu passiv und erregt deshalb im Grunde schon, da ihre Jugend in einer von Greisengier geschloßnen Ehe mißbraucht wird, nicht mehr unser Mitleid, genau so wenig, wie sie uns später recht erwärmt. Ich stelle mir vor, daß Sudermann

im Laufe der Erzählung der Faden entglitten ist, daß er wo anders hat hinaus wollen, als wohin er schließlich gelangte, und ich glaube noch immer, daß Sudermann ein volles Kunstwerk nur noch gelingen wird, wenn er den Anschluß an die Stimmungen und Stoffe wieder findet, die in der „Frau Sorge" leben, dem auf seinem Gebiet noch von keinem erreichten Meisterwerk.

Auch Joseph Lauff ringt mit nicht zureichender Kraft um ein schwieriges Problem. Er will in seinem Roman „Sankt Anne" (Berlin, G. Grote) eine wirkliche, mit vielen realistischen Motiven ausgestattete Lebensgeschichte zusammenweben mit einem mystischen Traumgeschehn, das den Liebenden in einem Kunstwerk und nacheinander in zwei Frauen die verdämmernde Gestalt seiner Sehnsucht wiederfinden läßt. Lauff kann solche Dinge nicht schaffen; er ist im Roman nicht der Dichter der Ekstase, die etwa in seinem Epos „Die Geißlerin" beträchtliche Höhen überwindet, sondern der niederrheinische, ja niederländische, breit malende Humorist. Die holländischen Szenen in dem kleinen Städtchen an der See sind mit einem saubern, grotesken, ganz echten Humor hingestellt, und ihnen gegenüber versagt schließlich die gespenstische Tragik, die den eigentlichen Liebesroman durchklingen soll. Es ist ganz ähnlich wie in Lauffs vorletztem Roman „Frau Aleit", wo auch das Leben des Völkchens am Niederrhein sehr reizvoll gegeben, die Geschichte einer hohen Liebe aber doch zuletzt nicht glaubhaft erfaßt war.

Mit bescheidnern Mitteln und in einfachern Problemen gelangt F. Hugin an ihr Ziel. Die Fischer ihres Romans „Durch den Nebel" (Berlin, G. Grote) sind rund und treu gegeben. Überall deckt sich Vorwurf und Ausführung völlig, nur daß die gelehrige Schülerin und Landesgenossin Gustav Frenssens nicht überall eine leichte Neigung zur Redseligkeit überwindet, die denn überhaupt der Fehler so zahlreicher Bücher der Gegenwart ist, nachdem die nun verrauschten Jahre des Naturalismus größere Knappheit gebracht hatten. Redseligkeit entstellt auch einzelne Teile von Hermann Bahrs Roman „Die Rahl" (Berlin, S. Fischer), und das ist schade, weil dieses Werk im großen und ganzen ein ernstes, feines und sehr apartes Buch ist. Ich lege dabei freilich weniger Gewicht auf den kurzen Liebestraum, den ein von hellen Idealen erfüllter, kaum erwachsener Jüngling mit der gefeierten Tragödin Rahl zu träumen glaubt, der er nichts ist als die Impression einer erregten Stunde; sondern ich sehe den Wert des Buches in der unaufdringlichen und ganz echten Schilderung bestimmter Theatereindrücke. Alles, was Hermann Bahr da aufbaut, die Gestalt der Rahl selbst, der wundervolle alte Larinser und was sie vom Intendanten bis zu den Eleven umgibt, das ist mit sehr feiner Psychologie glaubhaft hingestellt. Und eine Szene hat geradezu Größe: da spielt die Rahl zu ihrem Jubiläum die Sappho, und in dem Gefühl, es dem Publikum, dem rasenden, einmal zeigen zu müssen, tritt der alte Larinser als Rhamnes bis hart an die Rampe vor, und nun steigt und steigt und steigt seine Stimme „unaufhaltsam durch alles Branden durch, über alles Brausen hin, über alles Rasen weg,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

unaufhaltsam empor, mit stürmenden Schreien unaufhaltsam immer wieder oben auf dem tosenden Lärm, wie ein weißes Segel weit im Meer, das immer wieder aus den zerstürzenden Fluten springt, tanzend und tanzend und tanzend". Und während er so Phaon und dem Publikum ins Gedächtnis hämmert, wer die Künstlerin Sappho und die Künstlerin Rahl ist, drängt sich alles scheu in den Kulissen, und die Rahl selbst schluchzt vor Angst, wie sich der greise Künstler im Drang einer großen Stunde selbst noch einmal zu großer Leistung emporreißt.

Jakob Wassermann hat einst in den „Juden von Zirndorf" Proben eines starken, aber undisziplinierten Talents gegeben und dann freilich durch das meiste, was er seitdem schrieb, manche Hoffnung enttäuscht. Jetzt aber hat er in einem Werk von großer Energie und ungewöhnlich zusammengepreßter Kraft gezeigt, daß er ein Romandichter ist, von dem wir noch manches erwarten können. Die geheimnisvolle Geschichte Kaspar Hausers, die die Phantasie unsrer Großeltern Jahrzehnte hindurch immer wieder beschäftigt hat, hat er ergriffen und zu einem Roman gestaltet (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Er hat natürlich vor allem den bekannten Bericht Anselm Feuerbachs benutzt, aber von vornherein benutzt mit großer psychologischer Kunst, mit feiner Spürkraft. Ihm ist Kaspar Hauser wirklich der Abkömmling eines süddeutschen Fürstenhauses und Lord Stanhope, den Feuerbach doch für Hausers ehrlichen Freund hielt, ein Agent hoher Personen, die Kaspar verderben wollen. Manches mußte in der Wirrnis dieser Geschehnisse anmuten wie ein Kriminalroman, und es ist Wassermanns Verdienst, daß er bei allem Sensationellen, das er bringen mußte, niemals die Linie dichterischer Komposition verlor. Das tragische Verhängnis, das Kaspar Hauser immer wieder Männern und Frauen in die Arme treibt, denen er ein Betrüger, ein Spiel oder ein Objekt der Ausbeutung ist, ergreift uns von Tag zu Tag mehr. Prachtvoll tritt der alte, durch sein Rechtsgefühl, seine Dienstbarkeit gegen den Gedanken der Gerechtigkeit zugrunde gehende Präsident von Feuerbach aus dem Rahmen hervor. Wir bleiben mit Kaspar im Rätselhaften und empfinden den wunderbaren Reiz dieser zarten Natur, deren Träume ein großes Schicksal andeuten, und deren furchtbares Ende noch menschlicher Unverstand und halb bewußte, halb unbewußte Grausamkeit fratzenhaft verzerren. Der Stil der dreißiger Jahre ist unverändert, aber ohne Künstlichkeiten festgehalten und das Helldunkel, das über allen Ereignissen liegt, mit Glück widergespiegelt worden.

Olga von Hammerstein will in ihrem Roman „Was Gott zusammenfügt" (Berlin, Martin Warneck) die Unüberbrückbarkeit konfessioneller Gegensätze aufweisen, wie sie sich auftut für ein evangelisch gebliebnes weibliches Herz, das aus Liebe zu einem katholischen Manne ohne Überzeugung dessen Glauben bekennt. Bis auf die Höhe ihres Buches ist Olga von Hammerstein ihrer Sache sicher und ihre Schilderung durchaus echt. Die abgeschlossenen Kreise des katholischen deutschen Adels auf seinem Stammsitz und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in Rom werden glaubhaft gezeichnet, und als ein rührendes, feines Menschenbild tritt Sybille in diesen ihr fremden Kreis hinein. Wie sie von der Liebe gezogen und doch immer wieder durch das fremde Bekenntnis abgestoßen, ein zwiespältiges Leben führen muß, ist gut gegeben, nur daß, wie in so vielen heutigen Büchern, der Mann zu sehr im Hintergrunde bleibt, alle die Qualen erst kennen lernt, als die Frau sie ihm beichtet. Die Katastrophe aber ist äußerlich und wirkt wie aus Verlegenheit geboren, denn wir hätten begehrt zu wissen, wie Sybille in innerer Befreiung siegt oder untergeht, nicht, wie Haß und Eifersucht neben den Glaubenskämpfen sie schließlich verderben.

Wenn irgendeines seiner Werke so recht geeignet ist, den Leser Liebe zu Gerhart Hauptmann zu lehren, so ist es sein neues Buch „Griechischer Frühling" (Berlin, S. Fischer). Es ist keine Reisebeschreibung und auch keine Dichtung, sondern es ist eine Sammlung von Eindrücken, wie sie ein deutscher Dichter unmittelbar empfindet, der nach Hellas gegangen ist ganz unter dem Vorgefühl eines mythischen Rausches und diesen Rausch nun auf Schritt und Tritt voll auskostet. Ihm weben und leben Götter und Halbgötter überall, im delphischen Bezirk, in Olympia wie besonders auf der Akropolis. Das gegenwärtige politische Griechenland ist für Gerhart Hauptmann nicht da. Er lebt in der Welt Homers und der großen Tragödiendichter, und ohne die leiseste Pose empfindet und sieht er immer wieder die alten Gestalten, die Schicksale der griechischen Sage um sich her. Aufs tiefste empfindet er dabei den Gegensatz zwischen der Weltanschauung Homers und der Tragiker. „Über Homers Gedichten ist nirgends das Haupt der Medusa aufgehängt. Gleicht das Gedicht des Tragikers einem Klagegesang — seines gleicht überall einem Lobgesang —, und wenn das Kunstwerk des Tragikers von dem Element der Klage wie von seinem Lebensblute durchdrungen ist, so ist das Gedicht Homers eine einzige Vibration der Lobpreisung." Und wie eine Mahnung an gewisse sogenannte Tragödiendichter unsrer Tage klingt es, wenn Gerhart Hauptmann auf der Akropolis niederschreibt: „Man soll nicht vergessen, daß Tragödien und Komödien volkstümlich waren. Es sollen das diejenigen nicht vergessen, die heute in toten Winkeln sitzen. Beide, Tragödie wie Komödie, haben nichts mit schwachen, überfeinerten Nerven zu tun und ebensowenig wie sie ihre Dichter — am allerwenigsten aber ihr Publikum. Trotzdem aber keiner der Zuschauer jener Zeiten, etwa wie viele der heutigen, beim Hühnerschlachten ohnmächtig wurde, so blieb, nachdem die Gewalt der Tragödie über ihn hingegangen war, die Komödie eines jeden unabweisliche Gegenforderung: und das ist gesund und ist gut." Mir scheint, solche feine Bemerkung, deren das Buch noch viele enthält, kann auch manches in Gerhart Hauptmanns Dichtungen besser verstehn lehren und manche falsche Beurteilung abwehren.

Adolf Sterns Novellen dringen immer weiter ins Volk; von den „Ausgewählten Novellen" liegt nun die vierte Auflage vor, und zugleich erscheint

von den ausgewählten Werken der siebente und achte Band (alles bei C. A. Koch in Dresden), die elf der schönsten Novellen vereinen. Da sind die düstern Stücke „Vor Leyden" und „Die Flut des Lebens", wohl die besten historischen Novellen ihres Dichters, da sind heiter ausklingende Stücke wie „Das Weihnachtsoratorium" und „Der Pate des Todes", alle geeignet, Adolf Stern, der als Dichter lebenslang hart um Gehör kämpfte, neue Liebe zu werben. Eine kleinere Auswahl von Erzählungen aus den Büchern von Charlotte Niese wird durch die Freie Lehrervereinigung für Kunstpflege in Berlin (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow) veröffentlicht. Es sind lauter feine, kleine Stücke, zum Teil aus der Jugend der Dichterin, wie sie sie in den Bänden „Aus dänischer Zeit" erzählt, mir das liebste darunter die reizende Kindergeschichte „Um die Weihnachtszeit". Das Buch kostet in vortrefflicher Ausstattung und mit hübschen Bildern von Otto Gebhardt nur 1,60 Mark. Zugleich kommt von Charlotte Nieses Landsmann Timm Kröger ein Novellenband „Aus alter Truhe" (Hamburg, Alfred Janssen), der den Dichter auf den gewohnten heimatlichen Pfaden zeigt, auf die wir ihm nun schon oft mit Vergnügen an seiner feinen Kunst gefolgt sind.

Endlich liegt heute noch ein Buch vor mir, das auf der Grenze zwischen Literatur und Historie steht, „Castell, Bilder aus der Vergangenheit eines deutschen Dynastengeschlechts" von August Sperl (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Der vortreffliche Romanschriftsteller, seines bürgerlichen Zeichens Archivar, hat in der Zeit, wo er dem Archiv der Fürsten zu Castell-Rüdenhausen und zu Castell-Castell vorstand, in deren Auftrag diese Bilder aus der Vergangenheit der Familie geschaffen. Wir sehen sie langsam aus dem Dämmer der Karolingerzeit emportauchen, sich schwer gegen die Bischöfe von Würzburg behaupten, erleben den Verfall des Hauses im fünfzehnten Jahrhundert, den Bauernkrieg mit dem Brand beider Burgen von Castell und die furchtbare Rache des Schwäbischen Bundes an den Bauern. Die ehrenfesten Gestalten des Grafen Wolfgang, seiner Frau und seiner Kinder, die das Haus im sechzehnten Jahrhundert wieder emporarbeiten, treten auf, wir begleiten die Söhne auf Universitäten und in schwere Kämpfe. Mit der weise wählenden Hand des Dichters wird da immer wieder Bedeutendes, Eigenartiges hervorgehoben und etwa auch einer Poetin unter den Gräfinnen Castell, der Gräfin Henriette Charlotte (1729 bis 1797) gedacht; eine Base dieser Dichterin, Christiane Charlotte (1722 bis 1773) heiratet den Grafen Christian Günther zu Stolberg-Stolberg, und ihre Söhne sind Goethes Jugendfreunde, die beiden Dichter Friedrich Leopold und Christian Stolberg; die Mutter selbst tritt Klopstock freundschaftlich nahe. Und so greift denn das Geschlecht, das sich insbesondre den Hohenlohes mehrfach verbindet, weit ins deutsche Leben hinein, bis das Jahr 1806 seiner Souveränität ein Ende macht. Ein ungewöhnliches, sehr reizvolles Buch mit vielen feinen Details, eine Quelle des Genusses für jeden Freund historischer Lektüre und voll

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

romantischer Züge, die sich in der bunten Geschichte der Dynastie ungesucht finden, wie man denn etwa an den Grafen von Gleichen denkt, wenn man liest, daß Graf Friedrich Magnus zu Castell im Jahre 1713 als junger Witwer eine schon längst geliebte Türkin, Fatme, angeblich die Tochter eines Paschas, heiratet, die der Gnade des Kurfürsten von Bayern bei der Eroberung Ofens 1686 ihr Leben verdankte und schon zehn Jahre in der Nähe ihres spätern Gatten lebte. Man wird bei Sperls Arbeit häufig an Freytags Bilder aus der deutschen Vergangenheit erinnert, und es wäre zu wünschen, daß das fleißige und farbige Werk Sperls Nachfolger seiner Art finden möchte.

Vom thrakischen Meere

Von C. Fredrich in Posen

4. Samothrake

(Schluß)

Zu Philipps Zeiten wurde der alte Tempel an alter Stätte stattlicher aus Marmor neugebaut. Feierlich, altertümelnd graziös umschritten ihn auf einem Friese Jungfrauen in jenem Reigen, der immer einen Teil des Gottesdienstes ausmachte. Zu diesem Friese gehören jene Platten, auf denen Cyriacus Musen zu erkennen glaubte; die besterhaltnen Stücke werden jetzt im Louvre aufbewahrt. Das dreifigurige Tempelbild schuf kein Geringerer als Skopas. Zu Beginn des dritten Jahrhunderts wurde westlich auf der Höhe, 10 Meter über dem Tempel, eine 103 Meter lange und 15 Meter tiefe Halle aus einheimischem Stein errichtet; ein Zeichen für die wachsende Zahl der Besucher. Vor ihr mehrten sich die Statuen und Denkmäler andrer Art. Das großartigste ließ nahe an ihrem Südende Demetrios Poliorketes aufstellen, als er 294 König von Makedonien geworden war: jene fast 3 Meter hohe Nike auf einem Postament, das die Form eines Schiffsvorderteils hat. Seine Siegesgöttin, die 306 bei Salamis auf Cypern vom Himmel auf sein Admiralschiff herabgeschwebt war und ihm aus der Hand Athenas den Sieg in der Seeschlacht gebracht hatte, weihte er den Seegöttern, die mit Makedonien sein eigen geworden waren. Das Werk fesselt noch heute den Besucher des Louvre mehr als vieles andre durch seine Schönheit und die Kraft der Bewegung, aber an seinem ursprünglichen Platze, von dem aus es den ganzen heiligen Bezirk beherrschte, muß es noch viel stärker gewirkt haben. Doch nicht die Nike des Demetrios, sondern die Gemahlin seines Nachfolgers sollte der gute Engel dieses Platzes werden. Arsinoe, eine ägyptische Prinzessin, ließ als Königin von Makedonien (286 bis 281) nördlich vom alten Tempel einen prächtigen Rundbau unbekannter Bestimmung von 20 Metern Durchmesser aufführen. Während die Außenseite unten glatt war, wurde sie oben durch Halbsäulen gegliedert, zwischen deren Basen eine mit Stierschädeln und Rosetten verzierte Schranke herumgelegt war. Im spitz zulaufenden Dache stieg der Bau zu 27 Metern Höhe auf. Als Arsinoe aber nach dem Tode ihres Gemahls bei diesen ihr holden Göttern Zuflucht hatte suchen müssen und später Königin von Ägypten geworden war, und auch Samothrake in ägyptischen